

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 2: Vom deutschen Aufsatz I.

Artikel: Schulgespräch
Autor: Greyerz, O. v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-525421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Scheitern legt es sich gewöhnlich mantelartig umhüllend, schwärzt die Ränder und lässt an der Kante einen pelzartigen Besatz. Dann wieder tanzt auf einem schon verkohlten Rande koboldartig eine bläuliche Flämmchenschar, die sich unversehens wieder zu einem hellen, grossen Griff wandelt, der das Holz zuckend umfasst.

Am besten ist, man macht solche Beobachtungen hin und wieder gemeinsam. Und nicht nur auf der Unterstufe.

Schon bei diesem einfachen Beispiel sehen wir, wie sich das genaue Beobachten mit einem andern Sehen vermischt, mit einem „Schauen“, das von der Phantasie geleitet wird. Beobachtung und Phantasie schliessen einander also nicht aus, sondern bereichern sich. Man kann das Feuer tatsächlich grinsen oder blühen sehen, aber nur wenn man wirklich hineinsieht!

Die Beobachtung liefert die Fäden. Die Phantasie wirkt das Bild.

Uebungen für die beobachtende Phantasie lassen sich auch bei **B i l d b e s c h r e i b u n g e n** machen. Die Verwendung des gewonnenen Wortmaterials zu Aufsätzen können wir allerdings nicht anbefehlen. Das muss von innen heraus kommen — und wird es auch, wenn wir so in aller Geduld Ein- und Ausdrucksfähigkeit des jungen Menschen üben.

„Und die direkten Beispiele für den Aufsatz?“

Lieber Leser, ich bin der festen Ueberzeugung, dass es die nicht gibt. Was an äussern Winken gegeben werden kann, ist vielleicht dies: Kurze Sätze; Zerlegung allgemeiner Ausdrücke in solche, die Eindrücke im einzelnen wiedergeben; Auf-

lösung des Ganzen in die Bewegtheit der Teile — bei einem Antlitz zum Beispiel. Man lese daraufhin Federer! — Verwendung der Gegenwart, wo immer möglich! Weil sie alles bildhafter gibt und die Vorstellungskraft des Schreibenden dabei mehr mitwirkt. Die Vergangenheit sollte viel seltener gebraucht werden. Nicht einmal Dichter haben es leicht mit ihr.

Das Aufsatzheft spiegelt am besten die Art der Schulbildung wieder. Je mehr der Unterricht die Kräfte des Schülers hütet, entfaltet und steigert — nicht lähmt, wie das zufolge Ueberladung und anderer Missstände oft der Fall ist — desto lebendiger wird der schriftliche Ausdruck sein.

Kein Vernünftiger wird im Aufsatzheft suchen, was noch gar nicht im Wesen des Schülers sein kann. Eine gewisse Glätte des Stils ist oft das pure Gegenteil von „lebendig“. Es gibt eine täppische Sprache des Schülers, die von mehr Leben zeugt als gewandte Uebernahme von Formeln.

Deshalb nochmals:

Nur keine Stilrezepte! — Bildung am ganzen Menschen, Erziehung zum „sehenden“ Lesen und zum Beobachten, Uebungen im Ausdruck! Der Stil wird sich so von innen heraus bilden. Was aber wächst, ist immer lebendig. Lassen wir ihm nur Zeit! Diese beiden Dinge müssen wir zwischen unsere Schüler und das hastige Heute stellen. Sonst gedeihen nicht nur Aufsatzhefte schlecht, sondern auch jene, die sich darin ausdrücken.

Solothurn.

Olga Brand.

Schulgespräch

Der Inspektor: Famos, Fräulein Biedermann, ganz famos. Ich muss Ihnen mein Kompliment machen. Nun hab' ich doch in meiner langen Schulpraxis schon manches liebe Mal die „Glocke“ behandeln hören, gut und schlecht, aber das übertrifft alles. Das haben Sie fein gemacht!

Die Lehrerin: Ich habe doch gar nichts gemacht, Herr Inspektor. Ich habe geschwiegen und zugehört, wie Sie!

Inspektor: Eben, eben, das ist's. Das ist gerade das Neue. Ihre Klasse hat das Gedicht so völlig in sich aufgenommen, so „erlebt“, wie man jetzt sagt, dass es eine

Freude war, der Rezitation zuzuhören. Aus jedem Vers, aus der Betonung, der Klangfarbe, kurz, aus allem ging volles Verständnis hervor. Und die Freude, die ehrliche Freude, Fräulein Biedermann, mit der die Kinder das Gedicht vortrugen, das war noch das Schönste von allem. Das hätte Schiller hören sollen!

Lehrerin: O, Herr Inspektor!

Inspektor: Doch doch. Da hätte er es einmal erlebt, was er in dem wunderbaren Gesang „An die Freude“ ausspricht — wie heisst doch die Stelle, warten Sie . . .

Freude, Freude treibt die Räder
In der grossen Weltenuhr,
Blumen lockt sie aus den Keimen . . .

Blumen aus den Keimen locken, das ist das grosse Geheimnis der Pädagogik; aber dazu gehört Freude, Wärme, Begeisterung, was eben die Jugend verlangt und was, ach herrjeh! so wenige Lehrer besitzen.

Lehrerin: Aber das strömt doch alles aus dem Gedicht! Das habe ich doch nicht hinzugetan.

Inspektor: Sagen Sie, was Sie wollen: Ihnen ist es gelungen, den Schülern das Gedicht zur Freude zu machen. Ein Gedicht notabene, von dem andere sagen, es habe ihnen den Deutschunterricht oder gar den Schiller fürs Leben vereckelt. Denken Sie, vereckelt! O, ich kann das begreifen, wenn man solch ein herrliches, allen verständliches Gedicht mit grammatischen und andern Erklärungen zerzaust, ausfasert, austrocknet; wenn man die Schüler ein Vierteljahr lang mit Aufsätzen und Vorträgen darüber quält und zuletzt die Rezitation abhört, als wär's eine pure Gedächtnisübung. Das soll der Kuckuck holen!

Lehrerin: Man strafft sich doch selber mit einer solchen Behandlung! Wie kann man nur, wenn doch —

Inspektor: Ja, Ihnen mag das selbstver-

ständig vorkommen. Sie finden es wohl auch selbstverständlich, dass Sie gewisse Partien der „Glocke“ im Chor, andere solo haben vortragen lassen und dass Sie für diese Einzelrollen gerade die besonders geeigneten Schülerinnen ausgelesen haben; z. B. für die Stelle „Holder Friede, süsse Eintracht“ das kleine, zarte Mädchen mit den blonden Flechten, es könnte Mejeli heissen; und dann wieder für das Revolutionsbild — „Freiheit und Gleichheit hört man schallen“ diese glutäugige Braune mit der rauhen, dunkeln Stimme.

Lehrerin: Nicht einmal das ist mein Verdienst, Herr Inspektor. Ich habe die Rollen durch die Klasse selbst verteilen lassen.

Inspektor: Durch die Klasse! Das ist schon allerhand, allerhand. Dazu, wissen Sie, gehört nicht bloss Urteil, dazu gehört guter Klassengeist, Freundschaft zwischen Grossen und Kleinen, Begabten und Unbegabten. Keines will sich vordrängen, jedes gönnt dem andern den verdienten Vorrang; das will etwas heissen, potz tausend!

Lehrerin: Ihre Anerkennung macht mich glücklich, Herr Inspektor, und gibt mir Mut zu einer Frage.

Inspektor: Nur gefragt!

Lehrerin: Sie wissen, ich habe hier nur eine Stellvertretung und möchte mich um feste Anstellung bewerben. Wenn ich wüsste, dass Sie ein Wort für mich — (stockt).

Inspektor: Hm, wenn es auf mich allein — aber, da ist eben ein schweres Aber, und das kann ich nicht verschweigen.

Lehrerin: Ich weiss, ich bin sehr jung für die Stelle und habe fast keine Praxis.

Inspektor: Das ist's nicht, das nicht. Aber die Aufsätze, mein liebes Fräulein, die Aufsätze, die Sie machen lassen! Ich habe schon vor dem Examen allerlei darüber gehört; die Schulkommission, die Eltern — ich habe eine gelinde Empörung feststellen müssen.

Lehrerin: Ich weiss. Aber Sie selbst, Herr Inspektor, das ist mir wichtiger. Haben Sie die Aufsätze nicht angesehen?

Inspektor: Eben hab' ich, eben; und leider bestätigt gefunden, was man Ihnen zum Vorwurf macht. Ich habe sie alle durchgesehen und nirgends eine Korrektur, nirgends eine Note gefunden. Das schlägt doch allem Schulgebrauch, aller Gewohnheit ins Gesicht. Das sieht ja so aus, als sähen Sie die Aufsätze gar nicht durch.

Lehrerin: Kann sein, dass es so aussieht.

Inspektor: Horrende Orthographiefehler kamen da vor und kein roter Strich darunter! Da z. B. in dem Aufsatz der — wie heisst sie doch, ich glaube, er liegt zu oberst. Richtig, da: „Befilt“, sehen Sie, ohne e und ohne h! In einem andern Heft sah ich sogar „heimwärz“ mit z, ich bitte Sie!

Lehrerin: Nun, beide Wörter sind eben nach dem Gehör geschrieben und insofern ganz richtig. Ich gestehe, ich habe im Geheimen Freude daran gehabt.

Inspektor: Eine Lehrerin, die an Fehlern Freude hat — das ist mir noch nicht vorgekommen.

Lehrerin: Und ich befinde mich so wohl dabei! Wenn ich an Kollegen denke und ehemalige Lehrer, die sich grün und gelb ärgern über diese Kleinigkeiten — mich regen sie nicht auf, ich sehe sie als Notwendigkeiten an, die nun mal sein müssen.

Inspektor: Kleinigkeiten! Notwendigkeiten! Aber Fräulein, —

Lehrerin: Ja. Und ich bin so glücklich, dass ich zu dieser Erkenntnis gekommen bin; zu der Erkenntnis, dass Fehler, nicht nur Schreibfehler, o nein, eine Notwendigkeit sind; dass wir auf allen Gebieten des Lernens Fehler machen müssen, um — keine mehr zu machen, oder doch möglichst wenige.

Inspektor: Das ist also doch auch Ihr Ziel. Gottlob, sage ich.

Lehrerin: Es ist eines der Ziele, die ich anstrebe, aber nicht das Ziel. Entschuldigen Sie, es sieht wie Silbenstecherei aus, ist es aber ganz gewiss nicht. Ich möchte nur einen deutlichen Unterschied machen zwischen rein äusserlichen Fehlern, die, weil sie an der Oberfläche liegen, jeder sehen kann, und innerlichen Fehlern, die, weil sie tiefer sitzen, weniger leicht erkennbar, aber auch viel gefährlicher sind. Zu den äusserlichen rechne ich die Schreibfehler.

Inspektor: Und weil sie äusserlich sind, bekämpfen Sie sie nicht?

Lehrerin: O doch! Aber der Aufsatz, nein, der Aufsatz ist mir zu gut dazu. Dafür habe ich besondere Uebungen, die ich in besondern Heften machen lasse. Ich glaube, dort liegt so ein Stoss. Sehen Sie da: „Abschriften von der Wandtafel“, „Abschriften aus dem Buch“, „Diktate von Gelesenem“, „Diktate von Ungelesenem“, „Ausgewählte Schwierigkeiten“, „Niederschrift aus dem Gedächtnis“ usw. Alles streng korrigiert, von den Schülern selbst. Glauben Sie, dass die gut aufpassen! Wie die Häfflimacher passen sie einander auf. Und so gehen wir dem Schuldrachen Orthographie auf den Leib. Alle Tage eine kleine Uebung. So stechen wir ihn langsam tot.

Inspektor: Ja, ja, orthographische Uebungen, ganz recht. Sollte viel mehr gepflegt werden. Aber die grammatischen Fehler, die abscheulichen Verstösse gegen Deklination und Konjugation, gegen den Gebrauch des Nominativ und Akkusativ, gegen die Anwendung der Zeiten, alle die mundartlichen Böcke im Wortschatz, in der Wortstellung usw. — das alles kommt doch auch im Aufsatz vor.

Lehrerin: Aber auch dafür ist mir der Aufsatz zu gut, zu lieb. Dort geht es mir überhaupt um etwas ganz anderes. Dort möchte ich das versuchen, was Sie vorhin aus Schillers „Freude“ angeführt haben,

die schöne Stelle, wenn ich sie recht im Sinn habe: „Blumen lockt sie aus den Keimen“. Ich möchte Sprachgeist in den Schülerinnen wecken, die Lust, etwas mit Worten zu gestalten, etwas Eigenes zu sagen, und ihnen dadurch ihren geistigen Besitz, ihr Selbst, zum Bewusstsein bringen. Gibt es eine schönere Aufgabe in der Schule? Und wie könnte der Aufsatz diesem Zwecke dienen, wenn er in den Augen der Kinder zu einer Schönschreib-, Grammatischschreib- und überhaupt Musterschreibübung herabgesetzt wird? Wenn das Gefühl, das sie dabei beherrscht, die Angst ist, einen Fehler zu machen, den Zorn des Lehrers zu wecken und eine schlechte Note zu bekommen, wohl gar noch ein schlechtes Zeugnis!

Inspektor: Das hat etwas für sich, gewiss; aber der Aufsatz ist eben die herkömmliche und bis dato geeignetste Form, alle möglichen Mängel und Schwächen des schriftdeutschen Ausdrucks zu bekämpfen. Das ist eben altüberliefert.

Lehrerin: Ich weiss schon. Ach, wenn doch etwas anderes, besseres altüberliefert wäre!

Inspektor: Wenn! Wenn! Da sieht man, wie jung Sie sind, Fräulein. Was wollen Sie gegen jahrhundertlange Ueberlieferung?

Lehrerin: Ich? Ja freilich. Aber vielleicht, wenn Sie mir helfen wollten, Herr Inspektor — wie wär's, wenn wir eine neue Ueberlieferung anfangen?

Inspektor: Ich bin achtundsechzigjährig. Ich gehöre bald zum alten Eisen. Mit mir fängt man keine neuen Ueberlieferungen an. Und übrigens, Sie sind mir noch eine Antwort schuldig. Wenn nun der Aufsatz von all den Aufgaben der Grammatik befreit werden soll, wie —

Lehrerin: Ja richtig, ich blieb in meiner Antwort stecken. Ich glaube einen Weg gefunden zu haben. Und zwar denselben

wie bei der Orthographie. Darf ich Ihnen etwas von meiner Wenigkeit erzählen? Ich komme aus einer Soldatenfamilie; von daher habe ich den Respekt vor dem Exerzieren, dem Drill. Mein Vater galt allgemein als ein guter Offizier, besonders als ein guter Soldatenlehrmeister. Die Hauptsache war ihm, seine Untergebenen zur Selbständigkeit zu erziehen, zu selbständigem Denken und Handeln. Darum stellte er sie, die Soldaten wie die Offiziere, so oft er nur konnte, vor neue Aufgaben. Dann liess er sie zappeln. Nur keine Schablone! sagte er. Ich höre ihn noch, wie er das aussprach: Lieber selbständig einen Bock schiessen, als gar nichts schiessen! Aber daneben drillte er seine Leute wie ein alter Kasernentiger; Gewehrgriffe und Stehschritt und wie das alles heisst, das musste am Schnürchen gehen; da gab er nicht locker. Und nun das Merkwürdige: die beiden Lehrarten hielt er streng auseinander: im Exerzieren eiserne Disziplin, in den Gefechtsübungen die grösste Freiheit, aber mit voller Verantwortung eines jeden. Das war, glaub' ich, das Geheimnis seiner Erfolge. — An ihn hab' ich oft denken müssen, als ich die ersten Schritte im Lehramt tat. Was meinen Sie, Herr Inspektor, täten wir in der Schule nicht auch gut daran, besonders im Sprachunterricht, Drillübung und selbständiges Arbeiten säuberlich zu trennen? Auf den Sprachunterricht angewendet, würde ich alles, was einfach gelernt und gekonnt sein muss und was mit individueller Freiheit nichts zu tun hat, exerziermässig betreiben: also z. B. die Ausspracheübungen, die schwierigen Biegungs- und Satzformen, die Unterschiede des Wortschatzes und der Wortbedeutung in Mundart und Hochdeutsch und noch manches andere, was dahin gehört, das würde ich mündlich und schriftlich und wenn's zu machen ist, jeden Tag, z. B. in der ersten Stunde üben, um die Leute auf-

zurütteln. Aber der Aufsatz — Sie wissen schon, der ist mir zu gut dafür.

Inspektor: Das hört sich ganz gut an; man möchte fast dran glauben. Aber — nichts korrigieren! Das könnte gefährlich werden, als allgemeiner Grundsatz, meine ich. Denken Sie an die Unzähligen, die sich alle Arbeit so bequem wie möglich machen! An jene Lehrer, die schon jetzt, unter dem Zwang der Heftkorrektur, die Aufsätze nur ganz obenhin durchfliegen, dann und wann einen orthographischen Fehler herausfischen, damit das Zeug wenigstens korrigiert a u s s i e h t, also nur, um dem Inspektor und den Eltern Sand in die Augen zu streuen; im übrigen aber sich um Ausdruck, Stil, Aufbau, Gedanken und Logik des Geschriebenen keinen Deut kümmern. Was könnte man von denen erwarten, wenn die Korrektur freigegeben würde! Ich höre schon das Hurrah, mit dem von dieser Seite die neue Lehre begrüßt würde. Gerade wie bei der Losung „Freier Aufsatz!“ Das war auch Wasser auf die Mühle dieser Gelegenheitsidealist. Im Namen des Fortschritts und der Schulreform konnte man sich's jetzt bequem machen, brauchte sich nicht mehr mit dem Suchen guter Themen zu mühen. „Schreibt irgend etwas! Einen Bubestreich, einen guten Schwank oder was ihr wollt!“ Das war jetzt die neue Mode, der Ausweis pädagogischer Freisinnigkeit!

Lehrerin: Schrecklich ist das! Gibt es wirklich Menschen in unserem Beruf, die so denken?

Inspektor: Ja, die gibt's, Fräulein. Und an solche hab' ich mit Grauen gedacht, als ich heute Ihre unkorrigierten Hefte sah. Wenn das um sich greift . . .

Lehrerin: Ich glaube nicht, dass meine Art zu korrigieren, leicht um sich greift. Dazu ist sie viel zu zeitraubend und viel zu anstrengend.

Inspektor: Wieso das?

Lehrerin: Weil ich . . . Haben Sie bemerkt,

dass in jedem Aufsatz am Rande ab und zu ein rotes Kreuzchen stand?

Inspektor: Doch, doch, aber ich wusste nicht, was daraus machen.

Lehrerin: Meine Schülerinnen wissen, dass das Stellen sind, über die ich nachher mit ihnen zu sprechen habe; manchmal vor der ganzen Klasse, manchmal auch nur unter vier Augen. Diese Kreuzchen betreffen immer etwas, was mir merkwürdig ist, sei's für die Schülerin, die das geschrieben hat, sei's für die geistige Verfassung der ganzen Klasse. Einmal ist's ein neuer, auffallend richtiger oder reifer Gedanke, über den ich mich freue und ihn lobend hervorheben möchte; ein andermal ein glücklicher, vielleicht origineller oder sogar neu gebildeter Ausdruck, eine feine oder witzige Wendung, Vergleichung, ein treffendes Bild usw. Das möchte ich anerkennen und dem Mädchen Mut machen, Mut zum Ungewöhnlichen und Eigenen, statt des Gewöhnlichen und Banalen. Wie wichtig ist es doch, dass wir auch anerkennen, statt immer nur zu tadeln! Glauben Sie nicht auch, Herr Inspektor?

Inspektor: Gewiss, ganz gewiss. Ich kenne diese Lehrerschwäche nur zu gut, diese Sucht, an allem ein wenig zu nörgeln und alles immer besser zu wissen. Da ist einer, ich kenne ihn seit Jahren, der es nicht über sich bringt, etwas freudig gutzuheissen.

Auf die beste, treffendste Antwort eines Schülers sagt er: Meinetwegen! Als ob's eine Gunst und Gnade von ihm wäre. So vergrämt ist der Mensch!

Lehrerin: Der Arme! Was würde er wohl sagen, wenn man seine Leistung mit „Meinetwegen“ quittierte? Sie zum Beispiel, Herr Inspektor?

Inspektor: Ich bin nicht so boshaft. Aber fahren Sie fort! Ich meine mit den Kreuzen. Sie haben, vermute ich, erst von den roten gesprochen. Es waren aber auch schwarze da.

Lehrerin: Richtig, die schwarzen. Ja, die sind leider doch häufiger als die roten. Aber sie beziehen sich auch auf Innerlichkeiten: auf hohle Stellen, verdeckte Eitelkeit, Sentimentalität, Denkfaulheit, Denkfeigheit, unklare Beziehungswörter, sprunghafte Logik, Mangel an Sachlichkeit. —

Inspektor: Sappermost! Wie Sie dreinfahren! Und das an einer Mädchenschule, wo sonst die Röslein und Vergissmeinnicht blühen und grossgezogen werden!

Lehrerin: Ja, ich kenne das. Ich war auch in einer solchen Schule. Da mussten wir gefühlvoll schreiben und poetisch. Jetzt räche ich mich dafür. Ich weiss, wie mir das geschadet hat. Heimlich haben wir doch darüber gelacht. Gerade diese Blümleinmalerei möchte ich bekämpfen, die Gefühlsduselei, die zur Unehrllichkeit verleitet. Meine Mädchen sollen den Verstand brauchen, sollen die Wirklichkeit anschauen lernen, mit hellen Augen, die Beobachtungsgabe üben, ihre Gedanken in Zucht nehmen, in logische Ordnung bringen. Das ist schwer für sie, aber gesund. Echtes Gefühl in allen Ehren! Ich glaube nicht, dass ich es verkenne, und freue mich, wenn es sich ausspricht. Kann sein, dass ich da auch einmal ein rotes Kreuz hinsetze — aber es geschieht selten.

Inspektor: Jetzt kann ich verstehen, dass Sie viel Zeit auf die Aufsätze verwenden, ungeheuer viel Zeit. Hinter diesen roten und schwarzen Kreuzen steckt eine enorme Arbeit!

Lehrerin: Ja, ich darf sagen, dass ich auf nichts so viel Zeit verwende wie auf die Aufsätze. Die meisten lese ich zwei- und dreimal durch. Es ist aber auch meine liebste Arbeit. Und sie wird mir gelohnt von den Schülerinnen; sie geben sich eine rührende Mühe, etwas Rechtes zu schreiben, Stoff zu sammeln, Beobachtungen, Gedanken zu sammeln und mit keinem Worte zu schwindeln. Darum

schreibe ich auch so gern ein Lob unter den Aufsatz; aber immer in Worten, ob Lob oder Tadel, nie eine Zahl.

Inspektor: Ja, richtig, da wären wir bei den Noten. Macht es wirklich einen so grossen Unterschied aus, ob ich eine Eins schreibe oder „gut“?

Lehrerin: In meinen Augen, ja. Vor allem für mich selbst. Eine Zahl ist bald geschrieben, nichts leichter! Aber mit Worten sagen, worin das Gute und das Schlechte des Aufsatzes besteht; worin der Fortschritt oder Rückschritt gegenüber dem letzten Aufsatz liegt, und in welcher Richtung die Schülerin sich anstrengen muss, um über das Bisherige hinauszukommen — das ist sehr schwer. Und wenn ich es nicht weiss, und das kommt oft vor, so setze ich eben gar nichts hin, als etwa ein „Mässig“ oder „Wie gewohnt“ oder „Nichts Neues“. Und dann bleibt immer noch die Besprechung der Kreuze, — über die ich übrigens die Mädchen erst nachdenken lasse. Und dann, Herr Inspektor, die Zahlen haben so etwas mathematisch Bestimmtes, Zweifellooses, Unfehlbares an sich; und sind wir denn, wir Lehrer, so über allen Irrtum erhaben, über alle Sonderlichkeit und Parteilichkeit, dass wir uns anmassen dürfen, über eine so komplexe Leistung, wie ein rechter Aufsatz es ist, — Fleiss, Verstand, Wissen, Gefühl, Wille, Phantasie, Sprachkenntnis und manches andere noch ist dabei im Spiel — sind wir wirklich imstande, ein Urteil in unfehlbar scheinenden Zahlen darüber abzugeben? Ich sicher nicht. Nicht zu reden davon, dass wir die Schüler zum Zahlenaberglauben verleiten, zur Notenstreberei und Rekordsucht. Es ist gerade genug an dem, was der heutige Sport in dieser Hinsicht Schlimmes anrichtet. — Sie scheinen so ernst, Herr Inspektor; hab' ich mich etwa um meinen Hals geredet?

Inspektor: Bei mir nicht, im Gegenteil. Ich

habe nur darüber nachgedacht, wieviel schwerer Sie sich das Leben machen als andere, die einfach dem Herkommen und der Schablone folgen.

Lehrerin: Schwerer, mag sein; aber auch schöner, reicher. Und ich bin ja jung und habe Zeit, Erfahrungen zu machen, — auch Fehler.

Inspektor: Man muss es bezahlen, wenn man eine Ausnahme sein will.

Lehrerin: Ich will es nicht sein.

Inspektor: Sie wollen nicht, aber Sie sind

es. (An die Uhr sehend.) O jerum! Den Zug verpasst. Was soll ich jetzt?

Lehrerin: Da ich doch schuld bin, Herr Inspektor, — wie wäre es mit einer Tasse Tee, bei mir oben? Ich wohne hier im zweiten Stock.

Inspektor: Ich trinke sonst keinen Tee. Aber bei Ihnen wird man an Ausnahmen gewöhnt. Also denn, mit Vergnügen — und hoffentlich —

Lehrerin: — nicht zum letzten Mal.

Bern.

O. v. Greyerz.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Mädchenaufsatz und Mädchenerziehung

Ein früher Winterabend schreitet über Land. Schon dämmert er herein zu mir ins Stübchen. Ich liebe die Dämmerung. Sie bringt mir die Stille und Einsamkeit nach dem lauten und bewegten Treiben eines Schultages. Sie glättet die Wogen, die ein brandender Werkeltag über die Ufer der Seele in mein Inneres geworfen.

Froh setze ich mich an mein Pult. Hefte türmen sich vor mir, die Aufsatzhefte unserer grossen Mädchen. Ehe ich mich aber an ihre Durchsicht mache, gehen meine Gedanken zurück und pochen da und dort an die Türen lieber Erinnerungen. Nach **A u f s ä t z e n** fragen sie. Nach allen, die ich einst als Schülerin geschrieben und als Lehrerin geprüft habe. Manche stehen mir noch zur Verfügung.

Es sind Arbeiten aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Schülerinnen, unter verschiedenen Lehrkräften und Methoden entstanden.

Stundenlang vertiefe ich mich in das, was diese Mädchenaufsätze mir sagen. Und schliesslich frage ich auch noch die Arbeiten, die von unsern Siebt- und Achtklässlern

eben erst abgegeben wurden. Viel Neues bringen sie mir nicht; aber sie bestätigen und betonen die Eindrücke, die ich bereits gewonnen habe.

Zwei Werte zeigen sie besonders auf. Der eine freut mich ebenso tief, wie ich die **m i c h** berührende Auswirkung des andern bedauern muss.

Ich freue mich! Denn immer wieder schaut mich da echt und unverkennbar Frauliches an. Einmal diese Naturschilderungen! Mit welch hundert feinen Sinnen erspäht, erlauscht und kostet doch das Mädchen die zarte und tiefe Poesie des Kleinen! — Und dann das spezifisch Mütterliche! Gott sei Dank, immer noch und immer wieder spricht es mich aus ihren Zeilen an. Da ist das Mitleid mit allen kleinen, schwachen und bedrohten Wesen. Da findet sich ein oft fast überbordender Wille zum Beschützen, zum Helfen und zum Dienen.

Ich führe keine Beispiele an. Sie sind uns allen aus der täglichen Erfahrung heraus genügend bekannt.

Aber wie ich die Hefte weglege und die Arbeiten mehr perspektivisch betrachte,